

<b>Zeitschrift:</b>	Bericht über das Jahr / Schweizerdeutsches Wörterbuch : Schweizerisches Idiotikon
<b>Herausgeber:</b>	Schweizerisches Idiotikon
<b>Band:</b>	1 (1987)
<b>Artikel:</b>	Regionale Wörterbücher - regionaler Wortschatz : Beobachtungen zur Lokalisierung historischen Wortgutes
<b>Autor:</b>	Jörg, Ruth
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-1091525">https://doi.org/10.5169/seals-1091525</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 25.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# **Regionale Wörterbücher – regionaler Wortschatz**

Beobachtungen zur Lokalisierung historischen Wortgutes

Von Ruth Jörg

In den letzten Monaten gab es öfters angeregte Diskussionen am Redaktionstisch über die Frage, ob bestimmte dialektale Wörter im Schweizerdeutschen Wörterbuch (Id.) behandelt werden sollten oder nicht. Anlaß dazu bot das unter dem Anlaut *tsch-* eingereichte Material, bei dem sich Wörter vielfältiger Herkunft angesammelt haben. Neben lautmalerischen oder spielerischen Wortschöpfungen finden sich phonetische Varianten zu *sch-*; Wörter deutscher Herkunft sind bunt gemischt mit solchen, die aus romanischen Sprachen oder dem Englischen übernommen worden sind oder deren Etymologie ungeklärt ist.

Ein Mundartausdruck wird durch die Aufnahme ins Schweizerdeutsche Wörterbuch als schweizerisch ausgewiesen, ohne daß dadurch über die Verwendung in andern Dialekten etwas ausgesagt würde. Bei den Verhandlungen über eine Aufnahme werden verschiedene Gesichtspunkte beachtet. Selbstverständlich muß das Wort aus dem Gebiet gemeldet sein, das im Wörterbuch behandelt wird, d.i. – in einer Formulierung von 1881 – «das Gebiet der deutschen Schweiz und ihre Kolonien im Süden des Kantons Wallis» (Id. 1, VI). Es soll sich nicht um eine zufällige Bildung handeln, sondern um ein Wort, das mindestens von einer bestimmten Gruppe verwendet wird. Fremdwörter müssen sich in Lautung und Formenbildung der Mundart angepaßt haben. Hie und da gilt es auch zu überlegen, ob ein Wort aus sog. «praktischen» Gründen aufzunehmen sei. Dies war etwa bei *Tschungel* der Fall, das als einfaches Wort nicht unbedingt ins Schweizerdeutsche Wörterbuch gehört, das jedoch in späteren Artikeln als Bestimmungswort von Zusammensetzungen abzuhandeln sein wird. Dannzumal brächte der Rückgriff auf den Artikel im 14. Band eine Arbeitserleichterung.

Die Argumente, die pro und kontra Aufnahme beizubringen sind, werden gegeneinander abgewogen. Für ein Idiotikon in strengem Sinn, welches das Schweizerdeutsche Wörterbuch ursprünglich war, kam ein einfaches Verfahren zur Anwendung: ausgeschieden wurde, was neu hochdeutschem Gebrauch entsprach. Heute befragen die dialektologisch geschulten Redaktoren neben ihrem Fachwissen auch ihr Sprachge-

ühl. Die Entscheidung ist demnach auch subjektiv bestimmt und nicht frei von Willkür; aber gerade die Forderung, Intuition und Fachwissen zu verbinden, macht die Wörterbucharbeit spannend.

Die Frage, was denn durch die Aufnahme ins Schweizerdeutsche Wörterbuch mit dem Etikett «schweizerisch» versehen werden dürfe, stellt sich nicht nur für die Mundart, sondern auch für die ältere Sprache. Anders als bei jener wird bei dieser die Frage nach Aufnahme oder Ablehnung recht selten gestellt, und nur ausnahmsweise findet die Diskussion einen Niederschlag im Wörterbuch (vgl. etwa die Anmerkung zu *Dinglach*, Id. 13,589f.). Der Grund mag darin liegen, daß wir zwar mit fremder Infiltration rechnen, Eingewandertes aber kaum zu erkennen und daraufhin zu beurteilen vermögen, wie weit es allenfalls assimiliert worden ist. Die Kompetenz, auf die wir uns als Mundartsprecher bei der Beurteilung der gesprochenen Sprache berufen dürfen, kann es für die Sprache früherer Zeiten gar nicht geben. Für diejenige Kompetenz, die wir uns als Dialektologen zuschreiben dürfen, gibt es kein Äquivalent, weil die Untersuchungen der älteren Sprache durch andere Fragestellungen bestimmt sind und dieses Problem bestenfalls streifen. Wir sehen uns deshalb gezwungen, die Quellen nach außersprachlichen Merkmalen zu beurteilen. Wir richten unser Augenmerk etwa auf die Herkunft des Autors, auf die Schreibtradition, in der ein Schreiber steht; wir ziehen den Empfänger in Betracht oder das Publikum, das angesprochen wird; wir fragen nach der Art der Überlieferung. Immer wieder ist zu bedenken, wie stark eine Quelle durch die Tradition bestimmt ist; es gilt auch, Stilebenen zu beachten. Je mehr Indizien gegen fremden Einfluß sprechen, desto geeigneter erscheint das Schriftstück als Quelle für unser Wörterbuch. Man rechnet also mit Absorption des Fremden, indem beispielsweise ein zugezogener Schreiber bereit und fähig ist, die Schreibusanz des neuen Ortes zu übernehmen, oder indem ein einheimischer Schreiber fremdes Sprachgut einer Vorlage umzusetzen vermag. Über das Maß und die Art der Anpassung weiß man allerdings wenig Bestimmtes.

Hie und da läßt sich aber ein Schreiber quasi über die Schulter blicken, wenn er fremde Quellen ausschreibt, und verrät uns so etwas von den Mechanismen der Umsetzung. Dies ist beispielsweise bei Johannes Salat der Fall, der für

seine Chronik der Reformationszeit auch Schriften ausländischer Autoren beizog, unter anderem die «Geschichtbibel» des Sebastian Franck – wohl in einem Straßburger Druck von 1531 –, von Martin Butzer die 1533 ebenfalls in Straßburg erschienene Schrift «Furbereitung zum Concilio» und von Georg Witzel, einem Landsmann und Kontrahenten Luthers, die «Apologia», von der Salat am ehesten die 1536 in Freiburg i.Br. erschienene Ausgabe zur Verfügung stand. (Salat wird zitiert nach: Johannes Salat, Reformationschronik 1517–1534, bearbeitet von Ruth Jörg, Quellen zur Schweizer Geschichte, N.F., 1. Abt., Chroniken Bd. VIII/1–3, Bern 1986. Dort sind auch die bibliographischen Angaben und die Stellenhinweise zu Salats Quellen zu finden.)

Zunächst ist festzustellen, daß sich die Auszüge aus den genannten Quellen nahtlos in den eigenständig formulierten Text einfügen. Salat, der eine gut geregelte Orthographie kennt, wendet deren Regeln auch beim Kopieren automatisch an. Einige wenige Beispiele mögen hier genügen. Die nhd. Diphthonge, die sich in allen genannten Vorlagen finden, und die selteneren nhd. Monophthonge werden eliminiert. Dehnungs-*h* verschwindet. Synkope ist häufig, *keinem*, *gottes* wird zu *keim*, *gots*; bei Präfixen wird sie fast zur Regel, für *geessen*, *gebogen*, *gesatz* der Vorlage schreibt Salat *gessen*, *gbogen*, *gsatzt*. Die Senkung von *u* vor Nasal verschwindet, bei Salat steht *sunder* statt *sonder*, *kumen* statt *kommen*. Wenn er für *kirchen* oder *zanck kilchen* und *zangg* schreibt, verwendet er hochalemannische Formen. Die Anpassung betrifft auch die Formen- und Wortbildung. So ist die Endung der Verben unabhängig von der Vorlage bei Salat in der 3. Pers. Pl. *-end* im Ind. und *-ind* im Konj. Wir finden kontrahierte Formen, wo in der Vorlage die volle steht, so zum Beispiel *lan* (Inf.) statt *lassen*, *treit* (3. Pers. Sg.) statt *tregt*, *gen* (Part. Prät.) statt *geben*. *Geen* und *steen* bei Franck setzt er in *gan* und *stan* um. *Touf* ist bei Salat ein Maskulinum, entgegen dem Femininum *tauff* der Vorlage.

Es ist erstaunlich, mit welcher Sicherheit Salat die fremden Schreibformen in seine gewohnte Graphie umsetzt. Selbst bei aufmerksamem Lesen sind keine Verstöße gegen seine Norm zu entdecken. Hier wird offensichtlich Fremdes mit Erfolg abgewehrt. Wie steht es aber im Bereich des Wortschatzes, der vornehmlich für das Wörterbuch von Belang ist?

Vorauszuschicken ist, daß Änderungen des Wortschatzes nicht leicht zu beurteilen sind. Zum einen liefert Salat keines-

wegs genaue Übertragungen der Quellen; um seinen Zweck zu erfüllen, darf er recht frei mit den Vorlagen umgehen, wenn er nur nicht ihren Gehalt verfälscht. So ist kaum auszumachen, ob Salat eine Wendung aus stilistischen Gründen abändert oder um bestimmte Wörter zu vermeiden. Wenn Salat *kindbettern* (113) setzt für die Umschreibung *so jhre weiber etwa ernider kommen unnd eins kindts genesen* (Franck) oder die Wendung *keiner sagt, das etwas sein sey* (Franck) in *keiner mynet ettwz* (112) ändert, gewinnt sein Text an Prägnanz, zugleich verschwinden bestimmte Ausdrücke. Es muß auch offen bleiben, ob er ein Wort der Vorlage um der Kürze willen ausläßt oder weil es ungebräuchlich ist, so z. B., wenn er in einer längeren, wörtlich übernommenen Passage, ein einziges Wort auslassend, *gemerett/ und erhallten* (87) schreibt statt *genört/ gemert/ und erhalten* (Franck).

Wir können im Folgenden nur wenige ausgewählte Beispiele vorlegen, und wir greifen der Einfachheit halber bloß solche auf, in denen Salat nur ein bestimmtes Wort der Vorlage durch ein anderes ersetzt. Wir betrachten diese in der Hoffnung, gewisse Regeln der Anpassung zu erkennen, insbesondere würde es unseren Erwartungen entsprechen, wenn wir sähen, daß fremdes Wortgut durch einheimisches ersetzt wird. Damit sind Leser und Verfasser gleichermaßen gewarnt: wie leicht wird die Absicht zum Vater des Gedankens! Die Warnung ist doppelt berechtigt, weil nicht ohne weiteres feststeht, was als fremd und was als heimisch zu gelten hat. Es ist zweifellos kurzsinnig, heutigen Mundartgebrauch als Maßstab beizuziehen, und doch kommen wir nicht ganz darum herum, weil nur wenige einschlägige Untersuchungen vorliegen.

Sicheres Terrain betreten wir dort, wo die Änderung, die Salat vornimmt, nachweislich älterem Sprachgebrauch entspricht. Wenn Salat *wisen* durch *maatten* (116), *holen* durch *reichen* (90) und *gewesen* durch *gsyn* ersetzt, liefert er Beispiele zu bekannten Erscheinungen historischer und aktueller Sprachgeographie.

Bei häufig vorkommenden Wörtern, die Salat demnach auch in eigenständig formulierten Passagen verwendet, kann uns sein eigener Sprachgebrauch als Maßstab der Anpassung dienen, analog dem Verfahren, nach dem wir die lautlichen Anpassungen beurteilten. So vermeidet Salat durchwegs das Relativpronomen *welcher*. Wo er es in seiner Vorlage vorfindet, ersetzt er es durch *der* oder *so*. Ebenso fehlen *nicht* und

*nichts* bei Salat, für sie steht *nit* und *nüt*. Diese Wörter sind übrigens auch der heutigen Mundart fremd.

Von den beiden Verben *sagen* und *sprechen*, deren Bedeutung sich fast deckt, zieht Salat in seinen eigenen Texten *sagen* vor. Dementsprechend vertauscht er oft eine Form von *sprechen* der Vorlage gegen eine von *sagen*. Wir haben hier ein weiteres Anzeichen dafür, daß Salats eigener Sprachgebrauch bestimmend wirkt. Feststellbar ist allerdings nur die Tatsache des Wechsels, was Salat dazu bewogen hat, das ist aus den Texten nicht abzulesen. Die heutigen Verhältnisse können nicht mehr zum Vergleich beigezogen werden, denn die Mundart kennt *sprechen* höchstens noch in spezieller Anwendung.

Bei Wörtern, die nur vereinzelt vorkommen, wird es schwierig zu beurteilen, weshalb Salat einen Wechsel vornimmt, weil er selbst kein Vergleichsmaterial liefert. Wir werden als Ersatz die Wörterbücher befragen müssen, obwohl wir ja nicht wissen, wie weit die Angaben über die Verbreitung zutreffen, ob sie nun explizit gemacht werden oder ob sie aus den Quellen zu erschließen sind. Wir ziehen damit gerade das Faktum, das wir untersuchen möchten, zur Beweisführung bei und begehen so einen methodischen Hauptfehler.

Bei Wörtern, auf die man bei der Lektüre historischer Texte häufig stößt, mag sich auch eine Art von Sprachkompetenz ergeben. So erscheint es einleuchtend, daß Salat in der Schilderung, wie bei der Auferstehung der Toten die Verstorbenen aus den Gräbern hervortreten, das Verb *herfür wüschen*, das Franck verwendet, durch *heruß jucken* (115) ersetzt, denn *wüschen* ist stark affektisch. Noch und noch kann man in Gerichtsprotokollen lesen, wie einer im Zorn *ufwüscht*, das Messer zückt und zustößt. *Jucken* scheint dagegen neutral zu sein i. S. v. ‚springen‘ oder auch ‚sich erheben‘. Dies wird durch die Belege im Schweizerdeutschen Wörterbuch (Id. 3,37) erhärtet.

Ebenso glaubt man zu erkennen, weshalb Salat vom *abgemergleten* Geist (104) spricht statt, wie Franck, vom *abgearbeiteten*. *Arbeiten*, das früher ‚sich anstrengen, sich abmühen‘ bedeutete, lieferte Salat kein Partizip in der verlangten Bedeutung. Das Wort, das er wählt, trifft nach unserem Empfinden die gewünschte Nuance aufs beste. Nach Ausweis des Schweizerdeutschen Wörterbuchs (Id. 4,402) und des Deutschen Wörterbuchs von Jacob und Wilhelm Grimm (DWb. 1,78; 6,2092) hat das Wort keine wesentliche Bedeutungsveränderung durchgemacht.

Wie komplex die Verhältnisse sind, erfahren wir dort, wo mehrere sinnverwandte Wörter eine Änderung erfahren. Salat weicht *heissen* und *schelten* aus, die er i. S. v. ‚bezeichnen‘ öfters in seinen Quellen vorgefunden hat, und ersetzt sie durch *nemen* ‚nennen‘, eigentlich ‚einen Namen geben‘. Die beiden Verben, die er meidet, fehlen in seinem Wortschatz sicher nicht, aber er verwendet sie sehr wahrscheinlich in anderem Sinn. *Schelten* meint nicht bloß ‚tadeln‘, sondern ‚ehrenrührig beschimpfen‘ (vgl. Id. 8,719). Wenn Salat, Franck folgend, schriebe, Luther werde *ein ketzer... gescholten*, verließe er den Standpunkt des neutralen Berichterstatters (90). *Heissen*, das Salat wohl i. S. v. ‚auffordern‘ oder auch ‚zeihen‘ kannte, weicht in der Bedeutung noch weiter ab, es verlangt auch andere Konstruktionen. Anzumerken ist, daß *nennen* und *schelten* heute der Mundart fremd sind und daß *heissen* wie im Nhd. nun vor allem ‚benannt sein‘ bedeutet.

Daß Salat Witzels *nichts deste weniger in nüt dest minder* (923) umsetzt, entspricht unseren Erwartungen, weil der Komparativ von *wenig* traditionell *minder* heißt (vgl. Id. 4,320; DWb. 6,2222; 4,1b,2), es fällt aber auf, daß Salat andernorts der Wendung ausweicht, denn für *nicht dester weniger vihisch lebt* bei Franck schreibt Salat *und also daruff vichisch sündlich lebe* (105), und er ändert die Verbalableitung *mindern in müden*, wo die Rede davon ist, daß durch Mißstände *der kilchen wirde fast geletzt/ und gemüdett* (924) werde. Der Positiv *wenig* erscheint anstelle von *gering* der Vorlage in der Wendung *etwas, wie wenig es joch sig* (105). Die beiden Änderungen sind nicht leicht zu erklären. Beide weisen jedoch eine gleiche Tendenz auf: In Bezug auf ein Abstraktum, das eine qualitative Einbuße erleidet, vermeidet Salat *mindern*, in Bezug auf die Quantität wählt er *wenig*, wertendem *gering* ausweichend.

Die Beispiele von Änderungen im Wortschatz, die weiter vermehrt werden könnten, erwecken den Eindruck, fremdes Wortgut werde mit gleicher Sicherheit wie die fremden Graphien durch heimisches ersetzt. Ja, die Aneignung geht noch weiter, sie betrifft auch Stilistisches. Salat liebt die bildhafte Umschreibung, den anschaulichen Vergleich, wobei er die eigentliche Bedeutung der Wörter als Ausgangspunkt nimmt. Er rät beispielsweise seinem Leser, er solle in Klammern Stehendes *überhupfendlich lesen* (39), oder er bildet das Wort *erfressung* (920), um selbstzerstörerisches Tun zu charakterisieren. Metaphorisches Reden dagegen liegt ihm nicht. Dies

bestätigen Änderungen, die er beim Ausschreiben der Quellen vornimmt. Es heißt bei ihm z. B., Luther *bschribitt den mentschen der maas...* (88), seine Vorlage hat *malet... ab*. Und im Passus, den er Butzers Schrift entnimmt, es gebe viele, *die den obersten höüptern jimmer dar jngebend, es hellff ... kein disputiern* (926), steht statt *jngebend* im Original *einbilden*. Er ersetzt im Bezug auf tote Menschen *entschlaffen* durch *abgstorben* (115), umgekehrt wählt er *zerstörung* (932) für *todt*, wo von einem Abstraktum die Rede ist. Wenn er schreibt, ein Täufer habe gelehrt, *die måß wår kein opfer für die lebendigen/ und den toten keyn nütz* (107) – entgegen den *gestorbnen* der Vorlage –, so mag ihm das Wort *tot* als Gegen- satz zu *lebendig* und in Anklang an kirchliche Sprache in die Feder gerutscht sein. Die Vorliebe für den anschaulichen Ausdruck ist auch in den in anderem Zusammenhang bereits angeführten *mynen* ‚zum persönlichen Eigentum erklären‘ und *abgemerglet* zu erkennen.

Salat hat seine Chronik sehr rasch geschrieben; bei aller Quellentreue ging es ihm nicht darum, den genauen Wortlaut wiederzugeben, sondern darum, den Sinn unverfälscht zu vermitteln. Indem er sein Augenmerk auf den Gehalt richtete, paßte er die sprachliche Form unwillkürlich, fast mit schlafwandlerischer Sicherheit an. Die Norm, der er folgte, ist die der Luzerner Kanzlei. Damit erweist die Kanzleisprache auf neue Weise ihre prägende Kraft; bis jetzt haben Untersuchungen aufgezeigt, daß fremde Schreiber ihre Schreibgewohnheiten örtlichen Gebräuchen anpaßten, so für St. Gallen durch Bruno Boesch, für Basel durch Ernst E. Müller oder, um ein entfernteres Gebiet zu nennen, für Eger durch Emil Skála. Hier nun wirkt sich die prägende Kraft geformter Sprache nicht auf den Schreiber, sondern auf Texte aus. Damit liegt der Schluß nahe, daß Wortgut aus Quellen, die von geübten einheimischen Schreibern geschrieben worden sind, auch als einheimisch angesehen werden dürfe.

Es gibt nun aber bei Salat einige Stellen, an denen wir stutzen. Die Wendung *uf belltzermlen stan* (923) empfinden wir als fremd, das Schweizerdeutsche Wörterbuch verzeichnet sie nicht, das Deutsche Wörterbuch (DWb. 7,1535) belegt sie mit Zitaten aus Schriften Luthers. Salat mag sie aus der Schrift des Sachsen Witzel unverändert übernommen haben, weil ihm Entsprechendes fehlte. Ähnlich mag es sich auch bei dem Zitat aus Butzer verhalten, mit dem *trüsen* (924) ‚Bodensatz‘ in übertragener Bedeutung i. S. v. ‚Verunreinigung‘ in Salats

Text hineingerät. Das Wort in seiner eigentlichen Bedeutung mußte Salat bekannt sein, dagegen widerspricht die metaphorische Verwendung seinem Stil. Gehören nun diese Wörter noch in ein Schweizerdeutsches Wörterbuch? Wären sie beim Exzerpieren überhaupt als fremd zu erkennen? Im ersten Fall wirkt das singuläre Auftreten als Signal zur Vorsicht. Im zweiten Fall fehlen direkte Mahnzeichen, stilistische Abweichungen sind ja kaum zu bemerken. Die gleichen Bedenken sind bei der Wendung *ein gros venster uftūn* (923) anzubringen, die Salat von Witzel übernimmt. Das Schweizerdeutsche Wörterbuch (Id. 1,872) belegt die Wendung mit einem Zitat von Vadian. Salat war sie kaum eigen.

Ganz selten wecken grammatischen Abweichungen oder Schreibvarianten den Verdacht, es könnte sich um Wortgut handeln, das Salat unvertraut war. Wenn wir lesen, *ein secter sig... der/ so synem kopf uf setzt, er well jmm etwas sunderlichs... zü wegen bringen* (923), interpretieren wir *dem kopf ufsetzen* sinngemäß mit ‚sich vornehmen‘, die Konstruktion jedoch empfinden wir als schief. Das Akkusativobjekt der Vorlage *wenn einer seinen kopf auff setzet* ist durchsichtiger. Das Schweizerdeutsche Wörterbuch (3,410; 7,1647) und das Deutsche Wörterbuch (DWb. 5,1763) verzeichnen die Redensart, bieten allerdings keine hier passende Erklärung an. Wenn wir bei Salat lesen, Witzel rüge die Reformierten, *das sj so tratzlich uff alle die schleyfftend, die jr sect nit annemen* (922), wirkt die Stelle dunkel. In einer zweiten Handschrift folgt Salat der Vorlage getreuer und schreibt *streyfftend*. Damit wird der Sinn klarer. *Uf jemand streifen* muß ‚jemandem nachstellen, nach jemandem fahnden‘ meinen. Das Deutsche Wörterbuch (DWb. 10,3,1278) verzeichnet die Fügung in dem Sinn und belegt sie sogar mit Stellen aus schweizerischen Chroniken des 16. Jahrhunderts, allerdings nach Ausgaben des 17. und 18. Jahrhunderts. Salat scheint sie unverständlich gewesen zu sein, sonst wäre er, dem beim Schreiben fast keine Fehler unterlaufen, kaum auf ein ähnlich lautendes, vertrautes Wort ausgewichen, das die Aussage verunklärt.

Es ist aber auch möglich, daß für Salat fremdes Wortgut mit dem Schein des Unverfänglichen in seinem Text auftritt. In der Wendung *hålen claren worten* (87), die er aus Franck übernimmt, wirkt außer der Schreibung ohne Doppelkonsonant nichts verdächtig. Die Formulierung taucht noch ein weiteres Mal auf, nun in einem Zwinglizitat (179). In selbständig formulierten Passagen spricht Salat in ähnlichem Zusam-

menhang von *luteren claren* (41) oder *lutern usgetruckten worten* (45), und er verwendet in vergleichbarem Zusammenhang auch *heyttter* (63). *Hål* bedeutet in seinen eigenen Texten durchaus das Gegenteil, nämlich ‚glattzüngig, falsch‘. Das zweite Adjektiv macht dies unzweifelhaft klar. Er spricht von *glatten hålen* (229), auch *hålen unwarhafften worten* (274) oder von *hålen zwinglichen verantwurtungen* (303). *Håll* ‚hell‘ gelangt über Zitate aus Schriften von Franck und Zwingli in Salats Chronik, in denen beide darauf hinweisen, daß das biblische Wort hell und klar verständlich sei, eine Aussage, die auf dem reformatorischen Grundgedanken beruht, die heilige Schrift sei allein maßgebend. Ob das Wort ‚hell‘ in diesem Zusammenhang eine Bedeutungserweiterung erfahren hat, bleibe dahingestellt. Salat übernimmt es jedenfalls als Fachwort, ohne es sich zu eigen zu machen.

Beim Versuch, fremdes Wortgut zu orten, haben wir trotz den erwähnten methodischen Bedenken Wörterbücher zu Rate gezogen. Ein Beispiel, das die Gefahr von Fehlschlüssen aus Wörterbuchangaben konkret aufzeigt, sei zum Schluß noch angeführt. Salat resümiert die Konkordanzbestrebungen Butzers und weist mit Nachdruck darauf hin, Butzer gestehe zu, daß man *uß halltung der allten lieben heiligen jimmer besserlichs fürnemen kónde* (927). Es handelt sich hier um eine eigenständige Formulierung Salats, in die jedoch eine Aussage des Straßburger Reformators fast wörtlich Eingang gefunden hat. Ist nun *besserlichs* als Zitat aus Butzer zu bewerten oder ist es auch Salat eigen? Befragen wir das Schweizerdeutsche Wörterbuch! Es bringt zu dem Wort lediglich zwei Belegstellen aus dem «Berner Synodus» von 1532 (Id. 4,1679). Auf den ersten Blick ist damit das Wort als schweizerisch ausgewiesen, aber der täuscht, denn ausgerechnet der Amtsbruder Butzers, Wolfgang Capito, war an der Entstehung des Berner Dokumentes direkt beteiligt. Das Deutsche Wörterbuch (DWb. 1,1647) belegt das Wort vorwiegend aus Schriften von Luther.

Mir scheint, aus dem skizzierten Sachverhalt können einige Schlüsse gezogen werden, wenn auch Vorsicht geboten ist. Es zeigte sich, daß ein geübter, sicherer Schreiber wie Salat alle fremden Schreibformen eliminiert und auch fremdes Wortgut fast durchwegs durch heimisches ersetzt. Fremdes bleibt am ehesten dort stehen, wo es der Schreiber selbst nicht umzusetzen vermag und es in der ursprünglichen Form zitiert oder wo es einer bestimmten Terminologie angehört.

Das bedeutet für den Bearbeiter eines regional ausgerichteten historischen Wörterbuchs, daß er am besten durch die Auswahl der Quellen fremdes Wortgut ausschließen kann. Das am Schweizerdeutschen Wörterbuch praktizierte Verfahren, historische Quellen nach der Art ihrer Überlieferung, nach dem Verfasser, dem Zielpublikum etc. auszuwählen, hat demnach seine Berechtigung.

Unsere Beispiele haben aber auch gezeigt, daß fremdes Wortgut nur in Ausnahmefällen ohne weiteres als solches zu erkennen ist. Somit ist auch bei kritischer Quellenauswahl keine Gewähr zu bieten, daß in ein regionales Wörterbuch nur solche Wörter Eingang finden, die in dem betreffenden Gebiet gängig waren. Für den Benutzer bedeutet das, daß er sich davor hüten muß, aus Quellenangaben direkte Hinweise zur Verbreitung herauszulesen oder auch die Tatsache, ob ein Wort verzeichnet ist oder nicht, in dieser Weise zu interpretieren.